

Und wieder war es Edgar, welcher das entscheidende Wort sprach.

„Vater,“ sprach er, sich dem völlig Gebeugten nähernd, indem er sich zu ihm neigte und seine Hand ergriff, „Vater, der Doktor hat recht. Recht muß Recht bleiben, und koste es auch, was es wolle — das ist die wahre Ehre des Hauses!“

Und der junge Mann leitete den Vater, der sich schwer auf ihn stützte, aus dem Sterbezimmer, indem er noch einen Blick rückwärts warf, bevor er es verließ. Der Arzt folgte den Beiden und schloß sorgfältig die Thür, den Schlüssel zu sich nehmend.

II.

Es war bereits eine ziemlich weit vorgerückte Nachmittagsstunde, als die erwartete Gerichtskommission eintraf. Das Besitztum des Fabrikanten Dorwall lag außerhalb der Stadt, seine geräumigen Fabrikgebäude, ebenso das villenartig gebaute, von einem schönen Park umgebene Wohnhaus. Noch wußte Niemand im ganzen Hause ein Wort von jener schrecklichen Entdeckung, welche der Doktor Werther den beiden Dorwalls mitgeteilt, und dennoch war ein unsichtbares und unhörbares düsteres Etwas gleich einem Schatten der Vergeltung durch alle Räume geschwebt und hatte sich wie ein drückender Alp auf jede Brust gelagert. Still und scheinbar schliefen die Dienstmoten umher, kein lauter Ton schallte durch das Gebäude . . . der erste, welchen man gleich einem Alarmruf vernahm, war das Läuten, welches das Eintreffen der Gerichtskommission ankündigte. Es war zugleich das Signal, daß des Hauses Friede und Ehre auf immer gewichen war.

Zwei Menschen dachten dies im gleichen Augenblick, als der helle Ton so unheimlich laut und deutlich, mit fast wehthuernder Schärfe durch das stille Haus drang, in welches zum ersten Mal der Tod seinen Einzug gehalten, mit was für einem Gefolge ihn gehalten! Herr Dorwall verhielt sich schauernd sein Gesicht und ächzte leise. Der Verlust seiner Gattin, dieser treuen, klugen Gefährtin seines arbeitsamen Lebens traf sein schwaches Gemüth wie ein zerschmetternder Keulenschlag; der folgende Schlag war härter noch: er vernichtete seinen Stolz, seine Ehre, den fleckenlosen Ruf, der bisher auf seinem Namen ruhte, für Freund und Feind. Und nun? . . . Mochte die graue Thatsache sich wie immer lösen, etwas davon blieb doch hängen und haften, blieb es so gewiß, als genug gierige, neidische Augen und Hände darauf warteten, um endlich die verwundbare Stelle zu entdecken, welche dem Gerücht, den Lästerungen und Kaffeebasen freien Spielraum gab. Hatte er denn nicht schwer genug zu tragen an jenem einen dunkeln Fleck, den einer seiner Söhne in seinem Leben bildete?

Der unglückliche Mann hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen, als der helle Glodenton wie eine Postsaune des Gerichtes an sein Ohr dröhnte. Es bedurfte keiner weiteren Ankündigung, denn mit jener unumstößlichen Gewißheit, welche in einigen Lebenslagen die Seele des Menschen befällt, fühlte er's durch jede Faser seines Innern, wer dort draußen vor seinem Hause stand, und was dort vor seiner Thür auf Einlaß harrete.

Großer Gott! — welche Eile doch die Nemesis hatte!

Herr Dorwall hatte sich kaum erhoben, als auch schon ein pochender Finger seine Thür berührte.

Ein bitteres Lächeln stahl sich über sein Gesicht. Wie schnell die irdische Gerechtigkeit einhertritt!

Er öffnete. Draußen stand Edgar Dorwall.

„Komm, Vater!“ sagte er. „Es macht keinen guten Eindruck, wenn wir die Herren warten lassen.“

Er sah sehr bleich aus, sprach aber diese Worte ruhig und gefaßt. Vermuthlich wollte er dem Vater etwas von seiner eigenen Zudersicht einslösen, vielleicht auch nur ihn über seine eigene Pein zu täuschen suchen. Wer konnte es wissen? Seine Züge verriethen nichts davon. Er sah seinem Vater fast zum Erschrecken gleich, nur daß in seinem Gesicht die innerliche Schwäche durch einige entschlossener Linien, welche auf Thatkraft deuteten, maskirt war. Dadurch erschien sein angenehmes Gesicht markirter und älter als das des Vaters, trotz der weit größeren Jugendlichkeit.

Vater und Sohn stiegen zusammen die Treppe hinunter, der ältere Dorwall mit leicht schwankendem Schritt — er mußte sich einige Male am Geländer festhalten — der jüngere fest, äußerlich wenigstens. Die Herren vom Gericht warteten unten in einem Saale des Erdgeschosses, in den sie Edgar geführt, bevor er seinen Vater holte. Es war ein Gerichtsarzt, ein Untersuchungsrichter und ein Schreiber. Als der Fabrikant eintrat und die Herren begrüßte, flog ein Bittern durch seine Glieder; sein Sohn erschien gefaßt. Der Beamte sprach den Wunsch aus, es möge sofort nach dem Doktor Werther gesandt werden, dessen persönliche Anwesenheit als Hausarzt der Verstorbenen nothwendig erschiene, und Edgar entfernte sich, indem er seinem Vater einen ermutigenden Blick zuwarf.

Der Beamte hatte diesen Blick aufgefangen. „Herr Dorwall“, wandte er sich höflich an den ihm persönlich bekannten Fabrikanten, „ich bedaure

lebhaft, in einer so betrübenden Angelegenheit Ihr Haus und noch dazu in amtlicher Eigenschaft betreten zu müssen, wenn ich auch durchaus nicht daran zweifle, daß nur ein beklagenswerthes Versehen . . .“

Der Beamte unterbrach seine Rede. Herr Dorwall war so bleich geworden, daß es nöthig schien, ihn zu stützen.

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Assessor,“ stammelte er. „Ich kann es immer noch nicht fassen . . . in meinem Hause . . . meine Frau . . . Mord . . .“

Zum ersten Male war es jetzt gefallen, das grauenhafte Wort — gefallen von den Lippen des eigenen Gatten!

Der Beamte blickte bedeutungsvoll auf. In diesem Augenblicke trat Edgar Dorwall wieder ein.

„Der Doktor kommt bereits,“ sprach er. „Es war unnöthig, nach ihm zu senden. Soeben bog sein Wagen in die Allee — ah! da ist er schon!“

„Vor Allem müssen wir die Besichtigung der Leiche vornehmen,“ sprach der Assessor. „Erst dann wird sich herausstellen, was zunächst zu geschehen hat. Herr Doktor Werther, wenn ich Sie bitten darf, jetzt unseren Führer machen zu wollen.“

Das war jedenfalls deutlich genug! Der Fabrikant und sein Sohn sahen sich auf diese Weise bis auf Weiteres verabschiedet. Die Herren vom Gericht sowie der Hausarzt begaben sich, von letzterem geführt, ins Sterbezimmer.

Es war noch Alles so, wie man es zuvor verlassen — genau so. Keines Menschen Fuß hatte offenbar dieses Zimmer betreten. Dort lag sie still und unbeweglich in den weißen Kissen, die Todte, ihre Hände gefaltet, mit geschlossenen Augen, wie in leichtem Schlummer. Und dennoch fuhr der Arzt zurück, als er näher an den Tisch trat, welcher vor dem Bette stand. Er hatte doch zuvor Alles genau besichtigt, was sich darauf befand, und jetzt —

Er prüfte wiederholt, schüttelte den Kopf und sagte dann mit ernster Bestimmtheit zu den ihn betrachtenden Herren:

„Hier ist inzwischen etwas vorgegangen. Der Schlüssel dieses Zimmers ist nicht aus meinen Händen gekommen, und dennoch ist etwas in meiner Abwesenheit geschehen. Was ich vorhin nur muthmaßte, wird sonach zur Gewißheit. Hier liegt nicht Zufall oder Selbstmord vor, sondern ein Giftmord! Man hat, während ich fort war, die Flaschen verwechselt. Was ich zuerst hier fand, war nicht mein Medikament — jetzt befindet es sich hier — das andere aber ist verschwunden?“

„Sie sprechen da eine schwere Beschuldigung aus, Herr Doktor Werther,“ sprach ernst der Assessor. „Können Sie dieselbe auch näher motiviren?“

Der Doktor warf gekränkt den Kopf zurück. Er war ein Mann, welcher in seinem Berufseifer zuweilen etwas zu weit ging, aber er wußte, was er sprach, und konnte es verantworten.

„Was soll ich motiviren können, Herr Assessor?“ fragte er deshalb etwas scharf. „Daß Frau Dorwall keines natürlichen Todes starb? Darf ich bitten, Herr Kollege, wandte er sich an den Gerichtsarzt, darf ich bitten, die auffallend erweiterte Pupille der Todten zu betrachten? Der Tod trat durch eine erfolgte Vergiftung ein. Diese Vergiftung aber kann nicht etwa auf Rechnung eines in zu starkem Quantum verabreichten Schlafmittels geschoben werden, da ich kein solches gab, und dennoch habe ich zuvor auf diesem Tische ein Fläschchen mit Morphinumtinktur gefunden, welche Frau Dorwall gegen ihre hochgradige Migräne zu benutzen pflegte, jetzt ist es verschwunden.“

Der Beamte blickte betroffen auf den Arzt. „Unmöglich, Doktor! Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?“ fragte er.

„So gewiß,“ behauptete der Doktor, „daß ich sofort bereit bin, jeden Eid darauf abzulegen. Es war dieselbe Morphinumtinktur, welche Frau Dorwall für Einspritzungen gegen Migräne zu nehmen pflegte, die ich hier auf diesem Tische sah, als ich heute Vormittag herbeigerufen wurde und Frau Dorwall bereits todt fand. Die Flasche war halb leer, jetzt ist sie nicht mehr da. Man hat sie offenbar mit Absicht entfernt, um jede Spur zu verwischen. Läge nur eine Fahrlässigkeit oder auch ein Selbstmord vor, wozu brauchte man alsdann zu so heimlichen Mitteln zu greifen?“

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Ein beachtenswerthes Mahnwort an die Männergesangsvereine enthält die Festzeitung, welche kürzlich gelegentlich des Sängertages in Forst zur Ausgabe gelangte: „Wir finden — heißt es — eine Verechtigung zur Mißachtung in einer oft ungläublichen Verwilderung des Geschmacks, den gewisse Vereine bezeugen. Wenn man Jahr aus, Jahr ein Lieder singt, deren Texte trivial und deren Melodien platt und süßlich sind und wenn dieselben raffiniert vorgetragen werden, so kann dabei allerdings von einer verebelnden Musik nicht die Rede sein. Man wähle dagegen kräftige Lieder mit sinnigen und gemüthvollen oder wirklich witzigen und humoristischen Texten, denen eine adäquate Melodie beigegeben ist, wie sie Mendelssohn, Weber, Schubert, Schumann,

Gade, Kreuzer, Kunz, Lachner, Hauptmann, Grell, Bruch, Marschner, Hiller, Dürner, Eckert, Herbeck, Liebe, Rieg, Rheinberger, Nöhning, Köllner u. A. geschrieben haben. Vor Allen aber vernachlässige man das Volkslied nicht, sonst verliert der Männergesang den Mutterboden unter den Füßen und geräth in Entartung. Nicht nur der Abwechslung wegen oder um ihrem Programme eine volkstümliche Färbung zu geben, sollen die Vereine hier und da ein Volksliedchen bei gefanglichen Aufführungen einstreuen, sondern planmäßig sollen sie es sich zur ihrer Pflicht machen, die schönsten deutschen Volkslieder auch in geschulten Chorgesängen stets lebendig zu erhalten. In unseren Volksliedern ruht ein köstlicher Schatz, dessen hoher Werth sich äußert in dem tiefen Eindruck auf Herz und Gemüth des Hörers. Vorübergehend wirkt eine Operettenmelodie, ein gefälschtes modernes Bravourstückchen, aber zum Herzen geht unstreitig ein Volkslied. Und gerade in unserer nervös hastenden Zeit voll Materialismus erwächst eine dankenswerthe Aufgabe den Gesangsvereinen, dem Volk seinen Schatz zu wahren, das deutsche Volkslied zu hüten, zu üben und fortzupflanzen.“

— Eltern, wacht über die Augen Eurer Kinder! Das ist ein Mahnruf, der gerade jetzt erhoben werden muß, und den die Eltern nicht vergessen sollen, auch wenn sie den Kopf noch so voll haben. Gerade jetzt, wo die Dämmerung früher und früher hereinbricht, schleicht sich die Unsitte ein, noch im Halbdunkel zu lesen, oder gar zu schreiben. Das soll aber nicht sein, unbedingt nicht. Die bösen Folgen dieser unausstehlichen Unsitte zeigen sich nicht gleich, aber sie zeigen sich ganz sicher und wir haben doch wirklich schon bebrillte Menschen genug, als daß darnach noch besonders getrachtet werden wüßte, ihre Zahl zu vermehren. Es geht nichts über klare und gesunde Augen im Kopfe! In den Schulen wird experimentirt und probirt, alle Mängel der Schulstube ausfindig zu machen, um der in erschreckender Weise zunehmenden Kurzsichtigkeit der Schulsjugend Einhalt zu gebieten. Und während in der Schule auf diesen Punkt die größte Sorgfalt verwendet wird, wird darauf in den Familien oft genug zu geringe verwendet. Man lasse auch an dunklen Herbst- und Wintertagen die Kinder nicht in solchen Räumen die Schularbeiten anfertigen, die vielleicht im hellen Frühling oder Sommer genügen. Eine Brille oder Klemmer giebt ja wohl Manchem einen recht gelehrten Anstrich, aber — es sei wiederholt — gute Augen sind nicht mit Gold zu bezahlen, und die Kraft und das Sehvermögen der Augen ist bei Ueberanstrengung nur zu bald geschwächt. Schreiber dieser Zeilen hat die bittere Erfahrung selbst gemacht, und möchte sie darum Anderen nach Möglichkeit zu ersparen suchen.

— Künstliche Färbung lebender Thiere. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Eine bekannte Beobachtung ist es, daß Kanarienvögel, welche mit Cayennepfeffer gefüttert werden, eine rothe Farbe annehmen. Der deutsche Naturforscher Saueremann sucht diesen Vorgang folgendermaßen zu erklären: Der Cayennepfeffer enthält außer einem rothen Farbstoff (der mit dem der gelben Rüben und Tomaten identisch ist) noch ein scharfes Princip und ein Fett. Wenn man diese beiden letzteren dem Cayennepfeffer durch Auslöchen mit Alkohol entzieht, so bewirkt der immer noch roth gefärbte Pfeffer beim Füttern keine Rothfärbung der Kanarienvögel mehr; dieselbe tritt aber sofort wieder ein, wenn man dem ausgezogenen Pfeffer Olivenöl beimischt. Es geht daraus hervor, daß das Fett der Träger des Farbstoffes ist, und bis in die Federn der Thiere dringt. Werden reinweiße Hühner mit Cayennepfeffer gefüttert, so nehmen sie eine blaurothe Färbung an, welche in feuchter Luft tief roth wird. Derartige Hühner zeigen u. A. das Herannahen des Regens schon mehrere Stunden vor Eintritt desselben durch eine deutliche Farbenwechseländerung an. Das Dotter in den Eiern solcher Hühner ist tief roth gefärbt. Schon vor Jahrzehnten sind übrigens solche Versuche an Hühnern mit Hilfe der Alkana-Wurzel (*Alcann tinctoria*), welche einen violettrothen in Fett löslichen Farbstoff enthält, angestellt worden. Dr. Karl Müller in Halle a. S., der Herausgeber der „Natur“, theilt hieran anschließend noch folgende Merkwürdigkeit mit: Auf den Malaiischen Inseln, wo man zu bestimmten Zeiten den Drang-Utang verpeißt, ist es Sitte, ein solches Thier zuvor eine Zeit lang mit Krapp zu füttern. Infolge dieses Genußes färben sich in der That die Knochen eines „Opfer-Drang-Utangs“ tief roth. Dr. Müller hat selber vor Jahren ein derartig gefärbtes Skelett bei dem berühmten Zoologen Burgmeister gesehen, der sich ein Skelett des Affen bei einem halle'schen Missionar in Sarawak auf Borneo bestellt hatte und zu seinem großen Aerger ein rothgefärbtes empfing. Es geht daraus hervor, daß selbst wilde Vögel schon längst das künstliche Färben der Thiere kennen.

— Von der Kraft der Einbildung erzählt ein Arzt folgende lehrreiche Geschichte: In einem Gasthaus entstand die Verlegenheit, daß nur ein Zimmer frei war, als zwei Gäste für die Nacht ein Unterkommen suchten. Es standen jedoch zwei Betten darin, und die beiden Fremden, die Handlungsreisende waren, einigten sich bald, es gemeinschaftlich zu be-